

DER HAMMER VON LUZERN BAND 2

Die THARAs im
Mittelalter



Bianca Oesterle

Die Stimme der Erzählerin berichtet:

Meine lieben Leser, manchmal verselbstständigen sich die Protagonisten einer Buchreihe (meine THARAs) und fordern weitere Geschichten über ihre früheren Leben – ja, so kam ich tatsächlich dazu, aus einer zunächst geplanten Nebenhandlung ein eigenständiges Buch zu schreiben.

THARA – Technical Help and Rescue Ambulance.

Technische Hilfe und Rettungsambulanz – eine Einheit Feuerwehrsaniäter, die ihren Dienst, Wirkungskreis und Einsatzbereich in Eugene/Oregon/USA haben.

Was die THARAs tun und wer sie sind, erfahrt ihr in der gleichnamigen Buchreihe.

Hier nun die Fortsetzung.

Viel Spaß beim Schmökern! Eure B.Oe.

***Einst entsandt als Erdenwächter
Sind die Menschen Tannenbaumschlächter
Aus Eden verbannt als Pächter
Mutierten wir zum Lamm-Schächter.
Gegen das Ich-Selbst ignorante Verächter.***







Personenverzeichnis Der Hammer von Luzern

Leutnant Jaroslav Adamski - Leroy Smith

32 Jahre alt, Rottmeister und Stellvertreter des Hauptmanns im 77. Kaiserlichen Kürassierregiment, Exerziermeister und Pferdezureiter, älterer Bruder von Romana, Zimmermannmeister, Schmiedehelfer, stahlblaue Augen, platinhelles Haar

Rottmeisterin Jeva Gordonova - Jennifer Gordon

21 Jahre alt, kornblond, ozeanblaue Augen, schlank, groß

Feldwebel Alexej Weymer - Alexander Wallace

24 Jahre alt, Rottmeister, Angriffstruppführer, Hünengröße, Schmiedemeister, honiggoldene Augen, erdbraunes gewelltes Haar

***Hauptmann Frederick Schneider -
Frederick Taylor***

28 Jahre alt, Kommandant des 77. Kaiserlichen Kürassierregiments, Schneider und Sattler, getreideblonde Locken, arbeiterhosenblaue Augen

***Rottmeisterin Romana Persinski -
Romana Perkins***

24 Jahre alt, Heilkundige, katzengrüne Augen, kupferrotes Haar, außergewöhnlich groß gewachsen, Jaroslavs leibliche Schwester

Der Hammer von Luzern II



Perlach-Wachturm in Augsburg

Entwaffnend

Augsburg, 25. September 1555

„Süffig ... wirklich süffig!“, lobte der Kardinal das ihm in einem reich verzierten Krug mit graviertem Silberdeckel frisch gezapfte Bier. Nach dem großzügigen Schluck, den er genommen hatte aus seinem eigenen Bierkrug – was ihm ein heiliges Ritual war, wie zu den kirchlichen Zelebrationen zu Ehren der Feiertage der Weinkelch gereicht wurde, der im

Zusammenhang mit der Verehrung Jesus Christus sein vergossenes Blut symbolisierte – ließ er seinen rechten Daumen am Krugdeckel auf der Daumenrast ruhen, was den anderen signalisierte, dass es Hochwürden ausgezeichnet schmeckte, und er gewillt war, in Kürze erneut den Deckel anzuheben, damit er die staubtrockene Dürre aus seiner Kehle mit dem kühl prickelnden Bier vertreiben konnte. Der Weinkelch aus hochrein feinstem Silber, welchen er nur für die Abendmahl-Zeremonie verwendete, nicht sein persönliches Eigentum war, sondern gehörte zu den heiligen Zeremonie-Utensilien und war Inventar der Katholischen Kirche. Sein Bierkrug war ein Geschenk an ihn gewesen, als er zum Kardinal ernannt worden war. Die Deckelgravur berichtete von diesem Ereignis in Latein. In höchster Vertretung des Papstes war er angereist zum Konzil in Augsburg.

„Ja, es mundet weich, fast süßlich wie der Honig aus den Wiesen!“, stimmte Ferdinand zu.

„Welches Aroma bevorzugen Sie, Ferdinand? Sind Sie eher dem lieblichen oder dem herben Geschmack am Bier zugeneigt? Leichte Süße und erfrischende Süffigkeit bevorzuge ich im Sommer. Im Winter darf es das schwere und dunkle Starkbier sein, das bittersüß im Gaumen die Kehle hinabgeht“, betrieb der Kardinal weltliche Konversation mit dem Monarchenvertreter.

„Mein Vorzug liegt auf dem leichten Sommerbier – die schweren Noten im Geschmack von Bier munden mir nicht. Das Starkbier überlasse ich Karl, der damit seine Leibesleiden bis zur Erträglichkeit besänftigen kann.“

„Das ist gelebte Nächstenliebe!“, erfreute sich der Kardinal an der Großzügigkeit Ferdinands gegenüber dem schwererkrankten, alternden Kaiser.

„Wenn uns dies nicht dazu wohlgesonnen darauf einstimmt, endlich einen Friedensvertrag zu unterzeichnen, der dem Volk ihren Willen zurückgibt, wie sie ihre Gebetsrituale täglich nebst der Arbeit begehren wollen,

damit sie wiederum williger werden, ihre Arbeit rechtschaffen zu verrichten! Das Blutvergießen ob der Frage, Maria oder Jesus als Ikone anzubeten, hat dafür gesorgt, dass Ackerbau und Viehzucht, Handwerk und Erfindergeist zu kurz gekommen sind! Kaum zu füttern haben die Leute und keiner will mehr die Steuern zahlen und die Lehen-Anteile ins Zeughaus einlagern! Ein Aufstand wird wieder kommen!“



Zeughaus Augsburg

„Und dabei sind wir selbst längst jene, die sich in harschem Verzicht üben, nicht wahr, Ferdinand?“

„So ist es!“ Ferdinand blinzelte gegen die durch die hohen Fenster einfallende Nachmittagssonne an und blickte zu Frederick, der stumm blieb und eine höfliche neutrale Miene aufsetzte.

Auch dem Kardinal fiel es auf, wie still der heißblütige Hauptmann der Kürassiere war, sich jeglicher Zustimmung oder Ablehnung oder andersartiger Meinung offen mitzuteilen vermied. „Aber, ja, wir sind genügsam!“

Hauptmann Frederick Schneider wollte dies nicht kommentieren: „Ich enthalte mich der Worte – mir ist nicht danach, hier unter uns einen neuen Schlachtruf auszusprechen oder um Frieden zu betteln!“

„Sehr angenehm warm ist es hier in euren Räumlichkeiten!“, gefiel es dem Kardinal. „Das Rathaus erhebt sich in klaren Formen über dem Fuggerviertel und ist ein Zentrum von weltlichem Rat und Politik!“



Rathaus Augsburg



Prunksaal Rathaus – Goldener Saal

Durch Ferdinand ging ein unwillkürlicher Ruck, da er die Direktheit des Hauptmanns kannte, aber nicht immer so sehr zu schätzen und zu akzeptieren wusste, wie dies zumeist Maximilian tat, der den Löwenanteil daran geleistet hatte, Frieden zwischen Anhängern Luthers und den traditionellen Alttestamentlern zu erschaffen.

„Mein werter Hauptmann, was halten Sie davon, dass hier und heut` Feind und Freund der Katholischen Kirche zusammenkommen, das gleiche Bier trinken und einen bindenden Friedensvertrag unterzeichnen werden, der die irdischen gemeinsamen und alle trennenden Umstände dauerhaft verbindlich festlegen wird?“, wandte sich der Kardinal großen Wortes aus der Inbrunst des Brusttons unter seiner reich verzierten Fest-Robe an Hauptmann Frederick Schneider des 77. Kürassierregiments. Demnach, wie er wiederholt an der goldenen Haltespange seines noblen

Gewandes nestelte und abermals vom Bier einen großzügigen Schluck trank, war es für die anderen kein Wunder, weshalb der Kardinal heiß in Wallungen geraten war. Aber Hochwürden schien in die Gebetsbank der trinkfesten Glaubensbrüder zu gehören: außer rosigen Wangen und einem saumseligen Gnadenblick konnte man ihm keinerlei geistige Anzeichen von Biertrunkenheit anmerken.

Ferdinand vertrat den Kaiser, seinen gebrechlichen Bruder, der sich nicht mehr aus seiner Residenz und der selbst erwählten Zurückgezogenheit für ein Konzil auf eine anstrengende tagelange Reise begab. Sein Sohn Maximilian hatte das Vertragsdokument eigenhändig ausgearbeitet, aber auch er war nicht angereist, hatte für seinen Vater und Onkel die Kaiserpflichten übernommen, denn solange diese politischen Verhandlungen stattfanden und eine Einigung unter den Fürsten, die bekennenden Lutheraner waren, und den katholischen Hochadeligen angestrebt und besiegelt worden war.

„Hauptmann Schneider“, sagte Ferdinand an ihn gewandt, „seid unbesorgt und unbedarft – sprecht eure Gedanken aus! Zucht und Strafe müsst Ihr nicht fürchten! Wie selbst wollen hier und heute dafür sorgen, dass trotz gegensätzlicher Meinung eine friedliche Einigung unterzeichnet wird.“ Ferdinand sah sich in die Zwickmühle fallen, dass es am Papier Frieden geben würde, aber noch längst nicht im Volk.

„Eure Eminenz, für mich selbst wird es kaum etwas bedeuten, denn Krieg und Zerwürfnis wird es in allen Zeiten und wegen verschiedener Gründe geben. Aber was es für die Bevölkerung bedeutet, wollen Sie von mir eingeschätzt hören?“, öffnete sich der Hauptmann den Vertretern von Adel und Klerus – auf Geheiß.

Der Kardinal drückte auf die Daumenrast am Krugdeckel, klappte ihn auf, setzte die vom Alkohol bereits geröteten Lippen an den Rand, schluckte erneut vom Bier

aus seinem personalisiert-gravierten Deckelkrug und nickte auffordernd. „Redefreiheit und Absolution für den Hauptmann! So sagen Sie schon, ehe es zur nächsten Stunde schlägt! Ich hoffe zudem, dass man hier für genügend Klostühle gesorgt hat! Bier ist ein rascher Blasenfüller!“ Mit der freien Hand stöberte nach dem Bierschluck der Kardinal in einer Beuteltasche seiner Robe nach der goldenen Sackuhr, die er mit dem Daumennageldruck auf die Schließe aufspringen ließ. „Auch ein genügsamer Gottesvertreter, wie ich es bin, nutzt die unglaublichen Errungenschaften von Wissenschaften, wie der Physik, und lässt sich auf irdische Erfindungen ein.“

Fast fielen Ferdinand die Augen aus dem Kopf, da er zu den reichsten Menschen der Welt zählte, aber solch einen Hingucker von Sackuhr nicht besaß und damit prahlen konnte: „Eine Taschenuhr von Henlein – mit Dreideckelgold! Ich habe davon gehört, dass es solche Uhren insgeheim schon geben soll, aber ...“

„Ja, der gute Peter hat in seiner Nürnberger Werkstatt das eine oder andere Unikat, das fasziniert und in einer Wertigkeit gearbeitet ist, dass es ein Kaiservermögen kostet ... dieses wunderbare Schaustück von einem Taschenührlein ist eines seiner neuesten Versuchswerke, die er noch vor seinem Ableben mit Augsburger Uhrmacher gemeinsam entwarf. Jene Sackuhr hier ist neuartig weiterentwickelt; klein, handlich und weniger empfindlich, dafür ganggenauer als alle zuvor. Die Augsburger Uhrmacherkunst wird es noch weit bringen! Ich hoffe, dass bald jeder Offizier ein solches Sackührchen bekommt, um den Tagesablauf in der Kaserne unter genauer Kontrolle halten zu können und im Feldeinsatz Angriffe präziser zu koordinieren.“

„Sie tragen die Uhr zum Versuch und dokumentieren die Abweichungen?“, fragte Frederick interessiert. Er hatte eine unspektakuläre Dosenuhr von einfacherer Bauart, die nach drei Tagen von ihm händisch angepasst werden musste, da sie nach drei Tagen um fünf Minuten nachging.

„So ist es, mein bester Hauptmann!“, freute sich der Kardinal über den Zuspruch über eine solche Seltenheit von Taschenuhr an einer Kette aus purem Gold mit Herren von Weltoffenheit reden zu können, da es unter den Klerikern kontroverse Diskussionen gab, ob es einen Nutzen brachte, wenn man die Bürger massenhaft mit billigen, einfach konstruierten Uhren versorgte, damit sie niemals die Gebetsstunden verpassten oder die Arbeit vernachlässigten; es war die Erfindung der Uhr ein wunderbares Hilfsmittel, um die Bevölkerung zur Fronarbeit und dem Einhalten der Gebete zu zwingen. Oder war es besser, die Zeitmesser nur den Wohlhabenden und Betuchten zu verkaufen, da die hochwertigen Unikatarbeiten, wie der Kardinal erwarb oder geschenkt bekam, Statussymbol bleiben sollten? Wenn es für jede Familie, jedes Bauernhaus oder Warenhändler eine Uhr gab, konnte niemand mehr sagen, man habe das Gebetsläuten nicht gehört, oder die Morgenstunde verschlafen, wann die Tagestätigkeiten aufgenommen werden sollten, die als notwendiger Ernst des Lebens galten. „Nun sagen Sie mir allerdings“, griff der Kardinal den unterbrochenen Gesprächsstrang wieder auf, während er die Uhr achtsam schloss und in die Robentasche zurücksteckte, „was Sie in den Fürstentümern beobachtet haben und was Sie dazu meinen, wie gut es für die Leute wäre, eine Uhr zu besitzen, die sie direkt bei sich tragen können?“ Angesäuselt war der Kardinal ein listiger Fuchs.

Er, Frederick Schneider, als dienender Hauptmann sollte frei sagen, was er von der neuartigen Unterdrückungsmethode hielt, um die Bürger noch besser in geregelter Knechtschaft zu halten?

„Uhren werden die Sklaverei fördern. Das Volk wird weiterhin im Drangsal leben, ihr Leben für die fragwürdigen Traditionen ihrer Priester, da sie sich zu einer neuen Religion bekennen oder das Weite suchen sollen, und Lehnsherrn zu opfern, im beabsichtigten Irrglauben gefangen, nur zum allerhöchsten himmlischen Herrn vorgelassen zu werden,

wenn sie an die Erbsünde glauben, sich unterdrücken und ausbeuten lassen, bis sie gram- und schmerzgebeugt in Angst und Verzweiflung sterben. Sie, werter Ferdinand, hadern, mit der Bitte um Verzögerung den eröffneten Reichstag seit dem fünften Februar und über den heutigen fünfundzwanzigsten September im Jahre des Herrn fünfzehnhundertfünfundfünfzig weiter in die Zukunft und immer weiter hinauszuzögern, um eine vorläufige Verfassung für legal rechtens erklären zu lassen, damit sämtliche Schlupflöcher für künftige Auseinandersetzungen und für die Inquisition so weit wie das Portal des Doms von Rom geöffnet bleiben. Werter Kardinal, falls Sie mich der Zungenzauberei verdächtigen und der Inquisition zuführen wollen, so beantworte ich die Hauptfrage hier sofort: ja, ich habe den Teufel gesehen! Er ist der Krieg! Und ich habe sein kuhhornsteifes Glied gesehen – es waren unsere eigenen Männer, die sich auf wehrlose Kindfrauen warfen und sie mit ihren steifen Schwänzen schändeten, um ihnen, den Protestantinnen-Huren, zu zeigen, wer die Weltmacht hat, dass die Katholiken es sind, die dank dem Vatikan ihren Schlüssel in jedes Loch stecken dürfen, um die Seelenhalle mit Gewalt aufzubrechen – und das Gleiche sah ich auf der anderen Seite. Lutheraner-Milizen überfielen Aussiedlerhöfe, die von kreuzfrommen katholischen Bauernfamilien betrieben wurden, und wir griffen ein, als diese Jesus-Soldaten eine Schwangere zu Tode traten, wobei sie deren Ehemann und die anderen Kinder zusehen ließen; andere taten dies nicht. Der Teufel steckt in jedem von uns, der sich dem Dienst an der Religion verschrieb und nicht deren Botschaft lebt. Wenn der Erlöser, der Messias, unser Herr Jesus jetzt vor uns stünde, würden wir ihn nicht erkennen, wengleich er uns auf die Zehen treten würde!“ Nach diesem schockierend wahren Monolog von Hauptmann Schneider herrschte eine beißende Ruhe im Goldenen Saal des Rathauses zu Augsburg.

Keine Erleichterung fürs Volk war in Sicht.

Zwischen all dem goldenen Prunk im Ratsherrensaal blitzten zwei Augenpaare auf, die sich mit den himmelblauen Iriden des Hauptmanns zu verständigen versuchten: Leutnant Adamskis Augen versprühten warnende Blitze aus stahlblauem Sternenlicht und Feldtruppführer Weymer entfachte das Sonnenfeuer in seinen bernsteinfarbenen Augen.

Stundenlang konnte Jaroslav stillstehen, ohne zu schwanken, ein Bein entlasten zu müssen oder sich an der Nasenspitze zu kratzen, die wegen Schweißtropfen daran oder einer frechen Fliege zu jucken begann, doch nun entglitt ihm schier der blitzblankpolierte, neuwertige Morione-Helm samt gesteppter und wattierter Bundhaube zum Unterziehen, die er sich unter den rechten Ellbogen geklemmt hatte. Seine linke Kampfhand war frei für den Griff ans Schwertheft.

War das Bier zu stark für den Hauptmann?

Was hatte ihn nur dazu gedrängt, dem Kardinal auf die Mitra zuzusagen, dass er sich über die Absichten der Volksversklavung bis in jede Lebensminute hinein absolut bewusst war?

Deutlichen Wortes hatte Hauptmann Schneider zudem durchblicken lassen, davon rein gar nichts zu halten, denn es würde so oder so weitere Aufstände von Volk und Bürger geben, die sich nicht der Knechtschaftsknute mit den Zeitmessern unterordnen wollten.

Alexejs Brustkorb weitete sich beim scharfen Einsaugen der Atemluft so stark, dass er Spannung auf die Lederriemen und den Brustpanzerplatten bekam.

Zwischen Jaroslav und Alexej schossen die Blicke hin und her, und beide Soldaten des 77. Kürassierregiments waren bereit, die Waffen zu zücken, falls seine Majestät, Kaiser-Bruder Ferdinand, die Stadtgarde anwies, Hauptmann Schneider zu verhaften, in Ketten zu legen und bis zum jüngsten Gericht im modrigen Diebesloch verrotten zu lassen.

Konnten Kardinal und Kaiser-Bruder gnädig sein?
Gab ihm das Bier die Ruhewirkung des Hopfens?

Alexej und Jaroslav schwitzten in ihren Rüstungen und unter dem darunter getragenen Gambeson derart heftig, dass beide kurz fürchteten, vor Hitze ohnmächtig wie dünnhäutige Adelsmädchen zu werden, bevor sie sich mit einem weiteren Blick untereinander austauschten und sich damit signalisierten, parat zu stehen, wenn es Frederick an den Kragen gehen sollte.

„Ist es Verbitterung, mein geachteter Herr Hauptmann?“, fand der Kardinal erstaunlich schnell Worte zu Fredericks Monolog, der ihnen die, im übertragenen Symbolsinn, gestärkten Rüschenkragen vom Hals gerissen hatte, worunter ihre ungepflegte Haut für jeden sichtbar erschien.

„Nein, es ist meine erlangte Gewissheit darüber, dass für mich weitere Arbeit als Kürassier-Hauptmann in naher Zukunft ansteht, und ich die Schneiderei nur als Nebensache in geschäftlicher Tätigkeit weiterhin betreiben werde, sowie mein Leutnant an der Kaserne zimmert und mein feldführender Rottmeister schmiedet grausame Waffen, anstatt Kessel und Töpfe jener Bürger zu reparieren, die ihre Steuern für den Krieg, statt für Aufbau und Frieden zahlen. Wie wollen Sie ihre königliche Autorität einsetzen, Ferdinand? Wollen Sie, eure Eminenz, zustimmen, dass die Evangelisten Ämter wie Richter und Assessoren gleichermaßen einnehmen dürfen? Wer spricht Urteile aus und erhebt Gutachten? Wann werden Frauen in derart Posten zu finden sein? Ist es Teufelsbeschwörung, wenn man den Frauen ihre geistigen Kräfte entfalten lässt? Eine Frau mit vielen Kindsbündeln am Rocksaum kann man schließlich leichter in die Ecke der Machtlosigkeit setzen.“ Mit dieser Frage ließ er die ehrwürdigen Herren stehen. Obwohl er provoziert hatte, ging er mit Würden ab, die Kaiser-Bruder und Kardinal verblüfften, da sie es nicht wahrhaben wollten,

von einem Schneiderlein und einfachen Militär in ihren boshafte Machtabsichten bloßgestellt worden zu sein.



Ungewohnt für den Kardinal war der Abschiedsgruß des Hauptmanns, der zum Salut seine rechte Hand an den Hutrand seines französischen Großkrempeuhutes hob, die Stiefelhacken knallend zusammenschlug und freundlich lächelnd sagte: „Eure Eminenz mögen mich nun entschuldigen - es wartet Arbeit auf mich! Wollen wir - meine Siebenundsiebziger und ich - dafür Sorge tragen, kein rachsuchtgetriebener Evangelist, kein verspäteter Kreuzzug-Moslem, kein Assassin möge unter den Anwesenden im Goldenen Saal sein, um - in Karls Sinne - diesen Konzil aufzuhalten!“ Frederick hatte die Wahrheit gesagt und wandte sich von den hohen Herren grinsend ab und schritt seiner Wege im Goldenen Saal des prunkbestückten Augsburger Ratsherrnhauses, nur ein paar Schritte weiter kreuzte er den Weg mit seinem still wartenden und, dabei den ganzen Saal überblickend, seit

dem Eintreffen von Eminenz und Ferdinand, der Erste, beobachtenden Stellvertreter Leutnant Jaroslav Adamski, dem er mit einem knappen Nicken schleunigst zu verstehen gab, dass sie draußen ihre Posten beziehen würden, und Feldwebel Alexej Weymer, der innen an der geschlossenen Saaldoppeltür mit seiner imposant großen Statur, da er ein halber Riese war, Wache stand, schloss sich den Kameraden, beiden schweigenden Männern, stumm an, als er den Wink an sich gerichtet von Leutnant und Hauptmann verstand.

Mit seinen großen Prätzen öffnete Alexej die Türflügel nach innen, ließ Frederick und Jaroslav passieren, ging nach ihnen in den Korridor des Rathauses hinaus, schloss die schweren Türen und wies die zwei rechts und links parat stehenden Wachposten wortlos an, besonders Obacht zu geben, wer rein und raus wollte; diese Zusammenkunft von Hochadel und Klerikern war in der Bevölkerung ersehnt und gehasst zugleich.

„Was ist los, Fred?“, wollte Alexej nach ein paar schnellen Schritten wissen, weshalb sie ihre Position veränderten. „Du schaust aus, wie jemand der eine Rebellion anstiften will. Deine feurigen Worte an Ferdinand und den Kardinal – ich dachte, der Eminenz fällt der Bierkrug herunter, während der Kaiserbruder Anlauf nimmt und aus einem der Fenster springt, um sich das Leben zu nehmen, als du die teuflisch-waghalsige Forderung aussprachst, Frauen als Richter, oder in anderen Ämtern, ja, selbst im Priestertum zuzulassen! In der früheren Zeitgeschichte hatte man sowas schon einmal, dass Frauen beten und regieren durften – das ist nach deren Ansicht ein Rückschritt!“

„Richtig ... mir ist itso danach ... aber du weißt auch, dass die Rebellion geliebt wird, nur der Rebell nicht.“ Frederick wirkte nicht so, aber er hatte genug Erfahrungen auf seiner Seite, die ihm diese Argumentation erlaubten. Frühzeitig in der Kindheit verwaist hatte er in der Welt des

Abendlandes gesehen, wie die Leute am Schinden waren und Frauen als wertlos galten und weniger als Nutzvieh geachtet wurden.

Leutnant Adamski zog es momentan vor, nichts zur Sache beizutragen, aber seine Gedanken waren am Arbeiten, um Lösungen für ihr kommendes Dilemma zu finden: ihre persönlichen Ansichten stimmten immer weniger damit überein, was Kaiserreich und Katholische Kirche von ihnen als Soldaten einforderten. Ihre Liebe zu den Frauen, ihren Kindern und einem Krug Bier in Frieden genossen wurde von Tag zu Tag stärker in ihrer Mannesbrust, die allmählich über den Krieger zu siegen begann.

„Nun spann mich nicht länger auf die Folterbank! Es wird Zeit für klare Worte unter uns!“, verlangte Alexej klare Einsicht in die Ereignisse, für die er sich gewappnet parat hielt, aber geschehen lassen musste, um sie als gut oder schlecht bewerten zu können, eine Voraussetzung, um die richtigen Entscheidungen treffen zu können, ob ein harsches Eingreifen oder die reine Beobachtung der Lage nötig waren.

„Wir reden draußen“, wies Frederick an. „Möglichst dort, wo wir keine mitlauschenden Ohren haben!“

„Die Lauscher sind überall!“, unkte Alexej. „Vorhin dachte ich, mir platzen die Brustpanzerplatten von der Rüstung, als du unter Kardinalsrobe und Kaisermantel mit der verbalen Zündertasche Feuer gelegt hast! Habt ihr gesehen, wie hastig der Kardinal zum Vorhang lief, hinter dem die Klostuhldreihe phalanziert? Dort furzen die feinen Leute um die Wette, und in einer Vorhangfalte stellen sich die Ohren der Lauscher und Spione auf! Die Zeiten wandeln sich, und die Glaubenden glauben nicht mehr so leicht, wenngleich neue Richtungen des Glaubens geboren werden, die jene Glaubenden mit neuer Last belegen, keine eigenen Gedanken haben zu dürfen, denn das allein ist schon Nutzung von Teufelswerk, wenn man denkt und hinterfragt,

was die Priester uns zum Denken anhalten. Menschen – Denken und Fühlen ist nicht gottgewollt; nur das ewig Leid soll über uns herrschen ... fehsichtig sollen wir sein.“

Die weisen Worte des Schmieds beeindruckten.



„Nicht dort, wohin wir gehen werden!“, versicherte Frederick. „Da gibt es weder Leute noch Latrine - nur Kuckuck, Fuchs und Eule. Ich will nicht, dass dem Stadtvogt der Pyr aus dem Wappen zu Füßen fällt! Der Samen fliegt dann in alle Winde, und er hat keine Kontrolle darüber, wo er sich niederlässt und keimt!“

„Vom Kassierer der Augsburger Stadtschatzkämmerei wird er dafür einen Forderungsbeleg bekommen, in dem genau stehen wird, dass er zehn Dutzend Batzen zu zahlen hat, um das Wappen zu richten!“, machte sich Alexej lauthals darüber lustig. „Beim Stadtzeichen – der reifenden Zirbelnuss – hören Scherz und Unfug natürlich auf ... was man verstehen kann, wenn man selbst auf Symbolik und Wappenbedeutung großen Wert legt ... das muss man

akzeptieren! Kein Schimpf und Schande lasse ich auf den griechischen Gott des Schmiedens kommen, der Zeus den Hammer, seinen Blitzekeil, schmiedete - Hephaistos führt stets meine Hand täglich mit dem Schmiedehammer und verleiht mir Kraft und Kreativität! Ideen aus dem Oberstübchen fließen in meinen starken Schmiedearm. Ideen - mein innerer Brunnen fließt und schäumt über, aber es mangelt dauernd an dem nötigen Material, um die Kreationen zu verwirklichen, da es uns beschieden ist, Erze und Öle in rauen Mengen für die Herstellung von Waffen und Rüstungen zu verschwenden ... ja, mein Beruf als Waffenschmied drückt mir mehr und mehr aufs Gewissen, nach den Gottesgeboten zu handeln, in welchen uns geschrieben steht, keiner Menschenseele etwas zu Leide zu tun. Wir verpatzen uns den güldenen Weg, indem wir auf unedles Eisen setzen, das uns unterm Arsch wegrostet.“

Kurz wechselten Frederick und Jaroslav einen Blick miteinander: sie waren nicht verwundert, dass selbst der Schmied aufbieten konnte als Schmiedekunst und Kampfkraft.

Alexej trieb mit jedem Schritt seinen Gedankenwagen voran: „Beim Pyr von Augsburg - alles eine Lüge!“



„Ich bin restlos begeistert, wie viel Kulturkenntnisse du hast, der Herr Schmied und Feld-Rottmeister! Es wird mir

künftig zu denken geben, wenn du mir ein neues Schwert schmiedest, ob es nicht besser ist, bei den bewährten Blankwaffen zu bleiben, da diese genauso verrotten, wie die neuerlich in Militärkreisen so hochgepriesenen Schusswaffen“, frotzelte Frederick in strahlender Laune, die ihn trotz der Unstimmigkeiten mit Klerus und Kaiser nicht verlassen hatte. Die Unterredung mit der Eminenz und Ferdinand hatte ihn heiter angeregt. Er liebte die Konfrontation. Insbesondere, wenn es ihm dabei gelang, die festgemauerte Gottvorstellung willentlich zu durchbrechen. „Selbst Gotteshäuser sind der Vergänglichkeit unterworfen!“



„Ein Schmied muss mehr kennen als das reine heiße Eisen!“, prahlte Alexej mit breiter Brust in Freude. „Ich muss auch wissen, woher es kommt, und muss verstehen, wie es

aus der Erdkruste herausgeholt wird! Und ein Schmied wie ich, hat nicht nur Kraft in den Oberarmen!“

„Für jeden herausgefallenen Zirbelnusskern einen Kreuzer verlangen“, überlegte Samuel-Peter, der sich mit seiner hageren Gestalt zu den drei Männern seines Trupps gesellte, „dann ist das Abendvesper für einen ganzen Monat lang sicher im Beutel! Einem Hungerleider der Armee, wie mir, der nichts hat als die Berufung zum Militärreitmeister, würden ein paar Kröten im Geldsäckchen mehr guttun. Man wird kaum satt vom Sold!“

„Ach, jetzt jammere nicht!“, konterte Alexej abwinkend. „Du futterst dich am Pferdefraß satt! Ich habe es schon oft gesehen, wie du von Karotte oder Apfel abbeißt! Wenn du eine Frau hättest, würde sie dir vom Hafer für die Pferde Kekse backen!“

Ihnen war die Ablenkung durch den Themenwechsel vollkommen recht und verschaffte ihnen ein kurzweiliges Verschnaufen aus der verzwickten Lage, die sich ihnen trotz Friedensvertrag in den Weg querlegte.

„Freunde teilen miteinander!“, verteidigte sich Samuel-Peter als der führende Stallmeister der Kürassiere in Landsperch am Lech sofort. „Die Pferde sind meine Freunde, und ich bin für sie ein Freund, weil ich mich jeden Tag mit Striegel, Kardätsche und Hufkratzer um sie kümmerge und ihnen das Futter bringe! Und all das mache ich in der Kasernenstallung oder im Krieg auf Feldzug!“

„Alexej, so lasse Peter die zwei Möhren und den einen Apfel am Tag, den er den Pferden stiehlt!“, zeigte sich Leutnant Adamski milde im Umgang mit seinen befreundeten Soldaten, wobei er ein breites und freches Grinsen in der Stadt Augsburg feilbot, das seine gut gepflegten Zähne entblöste, was nur selten unter der Bevölkerung zu sehen war. „Er isst sich seit Jahren schon am Futtergemüse satt – Peter hat es nicht so mit dem Essen von Fleisch ... das wisst ihr doch! Also, lasst ihm das Wurzelgemüse und die Früchte von Bäumen und Büschen,

somit bleibt dir der Hammelbraten und das Rehragout samt Speck und Räucherfisch, Alexej!“

„Meine Herrn Kürassiere, ihr habt Sorgen!“, kommentierte Frederick den Schlagabtausch, der ihm ein Lachen entlockte, wenngleich ihre ernste Situation in Kürze sich nicht wie Morgennebel in der aufgehenden Sonne verflüchtigen würde. „Habt ihr in der Satteltasche notfalls noch den einen oder anderen erworbenen Ablassbrief, der euch im Voraus Absolution für weitere Schandtaten im Irdischen schenkt? Oder habt ihr alle verbrannt, ehe sie von den Reformatoren eingesammelt worden waren?“

„Die Reformation ist gescheitert“, erklärte Alexej, der seine Meinung nicht hinter seiner Bartwolle hielt. „Ob Priester oder Pastoren – sie treiben es weiterhin mit fleischlicher Freudenlust und alphabetisieren die Leute mit ihren Lügen. Freiheit und Gleichheit versprechen sie, aber die Geheimbünde weiten im Untergrund ihre Macht aus ... wir Soldaten sind auch nur Sklaven. Wir sollen uns an Regeln und Gebote halten, die von den Kirchenmännern dauernd gebrochen werden. So lebt die Lüge über die Menschheit weiter.“

Die Kirchturmuhre schlug Viertel nach drei Uhr nachmittags.

Scheinbar wusste Leutnant Jaroslav Adamski längst, wohin der Weg sie führte, denn er setzte sich an die Spitze der vier Männer, als sie das Augsburger Rathaus durchs Haupttor verließen und sich zu den Stallungen zu Fuß aufmachten, wo ihre Reittiere versorgt wurden und untergebracht waren. Mettens hatte offenbar gut und schnell vorgesorgt, da er es geschafft hatte, sie im Rathaus zu treffen und zu begleiten; er war aufrichtig.